

Christian Kläui

Kinder dieser Erde

Ich bin ein mittelmässiger Klavierschüler, habe Mühe mit dem Notenlesen und dem Rhythmus. Harmonielehre ödet mich an. Wenn ich das erste Stück aus Robert Schumanns »Kinderszenen« übe, »Von fremden Ländern und Menschen«, ahne ich, wie schön das klingen könnte, würde man es flüssig spielen. Aber statt zu üben, nehme ich die Hände von den Tasten und träume vor mich hin.

Das ist unbefriedigend und nicht günstig für meine musikalische Entwicklung. Ganz ähnlich wie bei den Mädchen. Wenn ich von einer nicht mehr weggucken kann, ver falle ich in eine Starre und bin sprachlos. Am Abend forme ich einen Kopfabdruck in mein Kissen und lege meine Wange vorsichtig daneben. Auch das ist unbefriedigend und bringt mich nicht weiter.

Edgar Selge, *Hast du uns endlich gefunden*¹

Die späte Notiz Freuds bestätigt, was, vielleicht nie ganz deutlich ausgesprochen, aber zwischen den Zeilen in seinem Werk seit den Anfängen da ist: Das Urbild der Befriedigung kommt nicht aus dem Sexuellen. Nicht aus den autorerotischen Träumereien, sondern aus der Liebesbegegnung im Dienste der Selbsterhaltung. Es ist die Stille, die einkehrt, wenn physiologische Befriedigung und seelisches »Befriedigungserlebnis« zueinander finden. Die Stille, im Deutschen verwandt mit dem Stillen, dem Akt, der das Neugeborene still und schläfrig macht. Die Erfahrung, gestillt zu sein, nimmt Freud als Urmotiv der Befriedigung: Diese Erfahrung wiederherzustellen, danach trachte alles Wünschen. Darum auch ist es von einem Hauch Trauer durchweht, denn, wie Augustinus in den Confessiones sagt, es geschieht ein-

fach, dass man da herauswächst und nur noch im Bild des Anderen, Kleineren, der zufrieden an der Brust einschläft, das auf immer verlorene Kinderglück zu orten vermag.

Was sich dergestalt fügt, wenn es denn wiederzufinden ist, nennen wir Liebe. Das Sexuelle demgegenüber kennt, wie jedermann weiss, – später – auch seine kleinen Tode, die Ruhemomente zwischendurch; aber es bleibt doch stets etwas Unbefriedigendes, etwas, das sich nicht fügt, es sei denn im perversen Phantasma, wo *sub* und *dom*, Lust am Austeilen und am Einstecken zueinander passen wie Schlüssel und Schloss. Das Sexuelle fügt sich nicht, es ist *out of joint*. Oder, bei Lacan: »Il n'y a pas de rapport sexuel«. Darüber könnte man endlos sprechen, ohne Befriedigung, ohne still zu werden.

Freuds Notiz entpathologisiert: Durch ihr Wesen, nicht durch kontingente Einflüsse ist die kindliche Onanie unbefriedigend. »En attendant toujours quelque chose qui ne venait point«. Aber dieses Unbefriedigende wächst sich nicht aus. Auch wenn man im späteren Leben von Höhepunkt zu Höhepunkt eilen mag, bleibt das »ne point«, dieses Nie-zu-einem-Punkt-Kommen-Können, am Sexuellen hängen. Lacan nennt es das immerfort schiebende, nie gestillte Begehren.

Das Bild des Stillens zeigt es: Die Zu-Gabe der Liebe kann den im Sexuellen ausstehenden Horizont des Glückens in die Stuben holen, wenn die sinnliche und die zärtliche Strömung² zueinander finden und Gefühle tiefer Befriedigung schaffen. Die Liebe bindet, wie man sagt. Mindestens in der Erfahrung des Neides darauf kennen wir das alle. Für eine Praxis der Befriedigung braucht es nicht zwangsläufig BDSM.

Mit der unbefriedigenden Natur der kindlichen Onanie bringt Freud die intellektuellen und Arbeitshemmungen in Verbindung. Setzen wir seine entpathologisierende Ausrichtung fort: Forschungsinteresse und Neugier hat Freud stets dem Sexuellen zugeordnet. Wohnt nicht jedem Denken und Forschen das Unbefriedigende inne? Kann es jemals den Dunstkreis der kindlichen Onanie verlassen? Wir können uns schlecht vorstellen, dass es überhaupt ein intellektuelles Arbeitsleben ohne Hem-

mung, ohne Zweifel, Verwerfungen, ohne zutiefst unbefriedigende Ergebnisse und Sehnen nach Lösungen, die sich doch nicht einstellen, geben könnte. Es scheint dies zum intellektuellen Schaffen überhaupt zu gehören. Wie zum künstlerischen Schaffen auch.

Nur beim Handwerk denken wir anders: Man sehe das Ergebnis, denken wir, und, befriedigend, lasse es sich sehen. Ironischerweise das Handwerk, das der Masturbation den Namen gibt. Vielleicht gerade, weil es den Ursprüngen der körperlichen Handarbeit treu bleibt, billigen wir ihm mehr Befriedigendes zu? Wenn Architekten oder Geigenbauer über das Material sprechen, mit dem sie arbeiten, ist es die Sprache der Liebe, der Liebe für das Holz, dessen Eigenleben sie ergründen und gelten lassen. Wie der Alkoholiker, der seiner Flasche treu bleiben kann, kann der Handwerker – mindestens im besten Fall und im neidischen Blick von uns Intellektuellen – die Kraft der Liebe auf das wenden, was aus der Onanie geworden ist.

Auch künstlerisches Arbeiten federt das konstitutiv Unbefriedigende ab. In der Schönheit gewiss; aber auch wo der Blick nicht befriedet, sondern aufgewühlt werden will, bietet es diesem an, innezuhalten und zu verweilen.

Und noch in der Sehnsucht der Wissenschaftler nach eleganten Lösungen, in ihrer Rede von der Schönheit eines Ergebnisses, noch in der im akademischen Leben wenig geschätzten Freude am Spiel mit der Sprache mischt sich Zärtliches zum Unbefriedigenden.

Was aber, wenn wir (zu) erwachsen sein wollen? Wenn wir die Liebe zum kindlichen Spiel vergessen, weil das Unbefriedigende darin uns unstillbar kränkt? Wenn wir forschen, weil wir forschen sind und es wissen wollen? Wir forschen nicht aus Liebe zu den Dingen, sondern wir setzen ihnen mit unserer Forschung gerne auch ganz übel zu. Die Aneignung der Erde bringt sie nicht zum Blühen, sondern setzt, immer deutlicher, zerstörerische Effekte frei. Wo es sich nicht fügt – welch abgründiger Doppelsinn –, besteht die Ver-Suchung, die hinterhältigste aller deutschen Vorsilben ins Spiel zu bringen und zu ver-fügen über das, was sich nicht fügt.

Sexuelles, das die nicht zu befriedigende und nicht zu befriedende Kluft, die jedem Begehren innewohnt, nicht anerkennt, kippt in Bemächtigung, Allmachtsfantasien und respektloses Zersetzen. Und, diese Lehre ziehe ich aus Freuds Fragment, Forschen, das sein onanistisches Element nicht aushält, eben auch. Forschen, das nicht an das Ding heran forscht, sondern es richtig dranzunehmen beansprucht, wird zum Akt der Bemächtigung und Zerstörung.

Wollen wir sie nicht zerstören, sollten wir Kinder dieser Erde bleiben. Wir sollten anerkennen, dass wir ihr gegenüber immer zu klein sind, und wir sollten nicht weiter gehen, als sie neben uns aufs Kopfkissen zu legen für unsere onanistischen Träumereien. Soll unser Forschen nicht ins Bemächtigen kippen, müssen wir das Forschen selbst lieben und das onanistische Unbefriedigende gelten lassen und als kitzelnde Neugier und Lust am Offenen besetzen.

Ne pas céder sur son désir, im Begehren nicht nachgeben: Eine Ethik, die auf die Anerkennung des Begehrens ausgerichtet ist, kann nur bestehen, wenn wir die Radikalität dieses Postulats wirklich ernstnehmen: Es ist eine Ethik, die das Unbefriedigende an sich liebt. —

- 1) Selge, Edgar: *Hast Du uns endlich gefunden*, Berlin 2021, Rowohlt, S. 36
- 2) Freud, Sigmund: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (1905), in: *GW*, Bd. 5, London 1942, Imago, S. 25–145, hier S. 108